



Ansicht von Merseburg mit Blick zum Schloß.

# DEUTSCHE BAUZEITUNG

55. JAHRGANG. N<sup>o</sup> 86. BERLIN, DEN 29. OKTOBER 1921.

\* \* \* \* HERAUSGEBER: DR.-ING. h. c. ALBERT HOFMANN. \* \* \* \*

Alle Rechte vorbehalten. Für nicht verlangte Beiträge keine Gewähr.

## Rumänische Eindrücke \*).

Von Prof. Dr.-Ing. Fritz Schumacher in Köln.

Im Westen hatte man den Anfang gemacht, den im Feld stehenden Akademikern die Erfrischung eines Zusammenhanges mit dem Reich des eigenen Berufes durch Hochschulkurse zu geben. Im Osten hat man erst später damit begonnen, als die Erfahrungen an der westlichen Front zeigten, daß ein tiefes Bedürfnis für diese Veranstaltungen vorhanden war. Für Rumänien wurde die Organisation dieser improvisierten Hochschule von der rührigen dortigen Stelle für Bildungswesen in die Hand genommen und ich erhielt im März 1918 die Einladung der Heeres-Verwaltung, in dem Programm der Kurse die Architektur zu vertreten. So machte ich mich denn als „Höherer Offizier in Zivil“, wie es in meinem Ausweis hieß, auf die Reise: Ueber Oderberg ging es nach Ungarn hinein, und ich fuhr im ersten Sonnenschein des 19. März zum zweiten Mal durch die weiten Felder der Pußta, die ich 1891 beim Auszug auf die Hochschule zum ersten Mal voll neugieriger Reisefreude durchquert hatte. Wieder tauchte hoch über der Donau die fürstliche Bischofskuppel von Gran auf, es folgte der malerische alte Königssitz Visegrad im Kranz dunkler Berge, und dann rollten wir in das Getriebe von Budapest ein.

Die Stadt baut sich noch stolzer an beiden Ufern der Donau auf, als ich es in Erinnerung trug. Die Ofener Seite, die wie ein Gebirge aus Schlössern, Kirchen und Befestigungen wirkt, entfaltet sich in einer romantischen Umrißlinie, und an den breiten Quais des Pester Ufers reiht sich Palast an Palast, allen voran das Parlaments-Gebäude, das trotz seines etwas kleinlichen gotischen Aufwandes fast ehrwürdig wirkt neben dem ziemlich barbarischen Prunk der großen Staatsbauten, die sich in das Kleid französischen Geschmackes hüllen.

Konnte mir Pest von dieser architektonischen Seite auch keine besondere Bewunderung mehr abnötigen, so machte es mir doch in Hinsicht auf die Verpflegung einen außerordentlichen Eindruck. An unsichtbaren Drähten wurde man dann geheimnisvoll in die Zone des Krieges geleitet.

Wir fuhren in den stockdunklen Bahnhof Orsova ein. Das Versöhnende an diesem nächtlichen Wandern ist, daß man im milden Schein des Mondlichtes eine Ahnung bekommt von den romantischen Bergzügen, durch die man hindurch fährt. Wie hingehaucht sieht man die Bergformen am „Eisernen Tor“ schimmern und hell glitzern die Sterne über den Felsen der Paßhöhe von Turn-Severin. Mit dem frohen Bewußtsein, nunmehr in erobertes Land zu dringen, legt man sich noch einige Stunden aufs Ohr, und wenn man beschließt, nunmehr den nächsten Tag beginnen zu lassen, sieht man sich schon mitten in den weiten Feldern der Walachei.

Der Typus der Landschaft, in die man blickt, ist von einer monumentalen Einfachheit: Rings endloses Feld, kaum von bescheidensten Siedelungen unterbrochen. Meist erinnern nur die großen schrägen Schwengel der Brunnen, die wie schwarze Interpunktions-Zeichen auf der Fläche verstreut sind, an ein menschliches Leben, am Horizont aber dehnt sich — nicht immer, aber doch in weiten Strecken — der duftige Zug mächtiger schneebedeckter Berge: die Karpathen. Die Städte, durch die man kommt, zeigen das Bild zufälliger Häuser-Konglomerate; lange Züge von Ochsen mit mächtigen Strohfudern beladen deuten in Craiova auf die Bedeutung des Ortes als Zentralstelle der Landwirtschaft, Petroleumfässer, soweit das Auge reicht, charakterisieren das Wesen von Pitesti.

Weit interessanter sind die Dörfer, in die man von der Bahn aus hineinblickt. Zuerst schienen sie mir von Neger-

\* Anmerkung der Redaktion. Als Kriegs-Erinnerungen seien die nachfolgenden Ausführungen Fritz Schumachers wieder gegeben, der als Dozent der Bukarester Hochschul-Kurse vielfache Gelegenheit hatte, Land und Leute in Rumänien zu studieren. Die Ausführungen sind ein Ergebnis der lebendigen Beobachtungen des Verfassers und wohl auch in einer Zeit noch von Interesse, in der die deutschen Erwartungen für den Ausgang des Krieges in ihr Gegenteil verkehrt wurden und in der Rumänien die Herrschaft über einen großen Teil des Balkan und des ehemaligen Königreiches Ungarn angetreten hat. —



Siedelungen nicht wesentlich verschieden zu sein. Man sah Erdhöhlen und runde Strohhütten primitivster Art und dazwischen jene eigentümliche Urform des Begriffes „Haus“, aus der man den Typus des „aedes in antis“, die einfachste Form des griechischen Tempels, abzuleiten pflegt. Ein einräumiger Bau, dessen Dach vorgeschoben ist über einem offenen Vorraum und hier durch vier hölzerne Stützen getragen wird. Auf dem etwas erhöhten Lehm-Estrich dieser kleinen schattenspendenden Vorhalle spielen sich das Leben des Tages und der Gang der häuslichen Beschäftigung ab und meist ist Tür und Fenster, das auf sie mündet, mit irgend einer einfachen Farben-Umrahmung geschmückt. Bald sah ich, daß sich aus diesem primitivsten Typus auch stattlichere Bauernhäuser entwickelt haben: die kleinen Stützen werden reich verziert, die Umrahmung in Stuck angetragen und dann bemalt; ja, bisweilen ist ein Teil der offenen Halle noch als besondere abgewalmte Erweiterung vorgezogen und unter diesem Vorbau, der dem Haus eine behagliche Winkelform gibt, befindet sich im gemauerten Unterbau das breite Tor, das zu einem kellerartigen Aufbewahrungsraum führt. Die Häuser liegen meist mit der Schmalseite zur Straße, die in den wohlhabenderen Dörfern wie eine platzartige Erweiterung den Ort durchschneidet.

Als ich später zu Fuß durchs Land streifte, sah ich einzelne Dörfer von großem Reiz; besonders wo das ursprüngliche Strohdach noch herrscht und nicht verdrängt ist von Dachpappe oder Blech, hat man Eindrücke, die deutlich zeigen, wie alles Leben, das mit dem Erdboden in unmittelbarer Berührung bleibt, eine gewisse Aehnlichkeit behält. Nur stehen in Rumänien die stattlichsten der Höfe etwa in einer Reihe mit den primitivsten, die man bei uns finden kann. Vor allem geht man den inneren Räumen der Hütten, auch wenn nicht „Warnung Fleckfieber“ am Zaun steht, gern aus dem Weg, und deshalb wundert man sich doppelt, wenn man die Bewohner dieser Räume als Einzel-Erscheinung betrachtet: Man sieht kaum einen, insbesondere kaum eine Frau, die nicht einen Hauch künstlerischen Reizes an sich trüge. Das liegt vor Allem an der mannigfaltigen Pracht der Farben, der man überall begegnet. So eine Frau neben ihrem Ochsenwagen, wie man sie von der Bahn aus auf weiten Feldern auftauchen sieht, ist jedesmal ein Bild. Ganz verblüffend aber war der Anblick, der sich bot, wenn an einigen Stellen Haufen von 300 bis 400 Frauen eng an einander gedrückt an dem Hang des Bahndammes saßen. Sie hatten gehört, daß in der Hauptstadt Frieden gemacht wurde und warteten auf ihre Männer und Söhne. Still, unbeweglich und völlig wortlos saßen sie da, ein Bild des Wartens, aber die Farben ihrer Gewänder wirkten wie ein lautes Jauchzen. Sonderbare Schattierungen von Rot zu Rot-Violett und Braun sind die Lieblings-Farben, aber dazwischen mischt sich in vielen Stufen ein lebhaftes Grün und ein blendendes Kanariengelb steht leuchtend daneben. Meist aber ist es nicht nur die Farbigkeit, die diese Trachten interessant macht, sondern zugleich die große Kunst, mit der sie über und über verziert sind. Die rumänische Volkskunst, wie wir sie manchmal in Deutschland zu sehen bekommen, die sich vor allem in roten Kreuzstichmustern auf weißen Blusen auslebt, gibt gar keinen Begriff davon. Die Muster erfassen meistens die ganzen Flächen oder schmale Borten in Schwarz mit etwas Gelb umrahmen den Rand der Wäsche, am kunstvollsten aber wirken vielleicht die dunkelfarbigen Stickereien auf den Lederwesten der Frau. Im ethnographischen, d. h. Volkskunde-Museum in Bukarest sah ich später wahre Wunderwerke von Landeskostümen und konnte verfolgen, wie sich dieser Ziertrieb auch auf das Holz und auf die einfache Keramik in lebendigster Weise erstreckt. Besonders entzückend aber äußert er sich in einer kleinen Besonderheit, den Oster-Eiern: es besteht auch hier die Sitte, zum Osterfest, das eine besondere Rolle im östlichen Volksleben spielt, die Hühner-Eier farbig zu verzieren; in einer Art von Batik-Technik sind sie in hunderterlei verschiedenen Mustern gefärbt, und es scheint eine schier unerschöpfliche Phantasie des Zierens in diesen kleinen Kunstwerken des Augenblickes zu Tage zu treten.

Die Art, wie dieses farbenfrohe Völkchen im Uebrigen sein Leben einrichtet, zeugt von großem Gleichmut. Im Gegensatz zum Gebirgs-Bewohner, der ganz anders sein soll, sind diese Bewohner der walachischen Ebene ein Menschenschlag ohne Initiative. Zufrieden mit dem, was die Natur mühelos bietet, leben sie in bedürfnislosem Dasein phlegmatisch in den Tag.

Wenn man aus den wohlgepflegten Gefilden Ungarns kommt, ist man zunächst sehr erstaunt, zu sehen, wie vernachlässigt die Felder dieses berühmten Weizenlandes aussehen. In der Tat ist das Verhältnis des Menschen zum rumänischen Boden wohl das primitivste, das sich denken läßt. Will man säen, so wird die Erde nur ein wenig auf-

geritzt und die Saat hinein geworfen. Ein richtiges Umpflügen oder gar ein Düngen der Scholle ist unbekannt. Wo die fette schwarze Erde oder auch die braune Erde als Boden vorhanden sind, da gedeiht das Korn auch bei dieser elementaren Behandlung. Der Boden enthält genügenden Nährstoff und wird durch die Salze, welche mit dem Wasser aus den Bergen herab gedrückt werden, neu mit Kraft versehen. Für sich selber baut der Rumäne vor allem Mais, den Weizen benutzt er nicht für seine Bedürfnisse, er ist lediglich Ausfuhrware. Die „Mamaliga“, eine Art Polenta, die er sich aus dem Mais bereitet, ist der Grundbestandteil seiner Nahrung, einige Hülsenfrüchte werden daneben gezogen, zwischen die Saat ein paar Kürbis- und Gurkenkerne gemischt und im Uebrigen nur Wert gelegt auf reichliche Zwiebeln, die als Würze des Lebens gelten, nicht zu vergessen ein paar Zwetschgenbäume, aus deren Früchten das unentbehrliche Nationalgetränk die „Suika“, ein sehr schätzenswerter Zwetschgenschnaps, bereitet wird. Dazu kommen ein mageres Schwein, als Zugtier ein merkwürdig kleiner Ochsenschlag und einige Hühner. Dieser Viehstand wird aber ganz sich selbst überlassen; vergebens blickt man in diesen Dörfern aus nach Ställen: Sommer und Winter übernachtet das Geflügel auf den Bäumen, das Vieh bleibt das ganze Jahr im Freien und damit es auch bei hohem Schneefall nicht verhungert, hängt man ihm einige Bündel Maisstroh in die Bäume. So etwa sieht die Wirtschaft dieser Bauern aus, die übrigens von sich selbst behaupten, daß sie eigentlich als Hirtenvolk über die Pässe der Karpathen in die Ebene gezogen sind, womit sie das Urwüchsige des landwirtschaftlichen Betriebes vielleicht erklären wollen.

In Wahrheit erklärt er sich durch die sozialen Verhältnisse des Landes. Das ganze Bauernvolk ist den Bojaren von Alters her verklavt. Diese Großgrundbesitzer haben es vermocht, den Bauern, der für alle seine Haus- und Arbeits-Bedürfnisse auf ihn als Bezugsquelle angewiesen ist, gründlich zu verschulden und benutzen nun seine Arbeitskraft umsonst, lediglich um hochgetriebene Zinsen abzuarbeiten. Das hat nach natürlichen psychologischen Gesetzen die Arbeitstrieb der Bevölkerung völlig erschlaft; sie tun nur, was sie unbedingt nötig haben, denn sie wissen genau, daß ihnen doch alles, was darüber hinaus geht, mag das nun viel oder wenig sein, auf alle Fälle genommen wird. Hierdurch kommt es, daß der sagenhafte wirtschaftliche Reichtum Rumäniens genau betrachtet nur gleichsam eine dünne Schicht bildet, die man mit nachlässiger Hand dem Lande abschöpft. Dieser fruchtbare, von der Natur gesegnete Boden gibt, verglichen mit unserem so viel dürrtägigeren aber hochkultivierten Land, nur einen Bruchteil von Ernte, den das Verhältnis von etwa 20 zu 48 charakterisiert. Das weckt natürlich die Frage, ob hier nicht ungeahnte Zukunftsmöglichkeiten schlummern, wenn es wirklich einmal gelingen könnte, diese höchst extensive in eine intensive Wirtschaft über zu führen, wie wir sie verstehen. Die Fachleute, die bei den Hochschul-Kursen lehrten, sprachen viel davon. Im ersten Augenblick denkt man vielleicht: was muß hier für eine Steigerung zu erzielen sein, wenn man den Boden düngt und ihn nicht nur 20 cm tief, sondern nach unserer Arbeitsweise auf etwa 50 cm Tiefe aufpflügt. Aber so einfach liegt die Sache nicht. An manchen Stellen hat man bereits durch tiefes Pflügen den Boden völlig verdorben, denn die fruchtbare Erdschicht liegt meist nur etwa 40—50 cm stark auf steinigem Untergrund und als Ergebnis der Bearbeitung ergab sich nichts Anderes, als daß dieser Untergrund nach oben befördert wurde. Auch dem Düngen, das immer die Gefahr mit sich bringt, dem Boden Keime von Pflanzenkrankheiten zuzuführen, stand man zweifelnd gegenüber: die Mehrerträge werden das Abgehen vom billigen jetzigen Betrieb kaum lohnen. Wohl aber sah man ein wichtiges Mittel zur Reform darin, daß man nicht im Frühjahr, sondern im Herbst den Boden aufpflügt, um so die fruchtbaren Niederschläge des Winters dem Acker zuzuführen, vor allem aber in einer sachgemäßen Anordnung der Fruchtfolge, die jetzt ganz willkürlich vor sich geht, sodaß z. B. getrost Weizen auf Weizen gebaut wird, ganz wie es dem Besteller in den Sinn kommt. Das Alles läßt also doch den Blick in die Zukunft dieses Landes verheißungsvoll erscheinen. Unsere Verwaltung hat den schlafenden Bauern gleichsam geweckt: zum ersten Mal hat er für seiner Hände Arbeit den gebührenden Lohn bekommen. Der neue Herrscher, Marghiloman, hat ihm in seinem ersten politischen Manifest neue Freiheiten versprochen müssen; vielleicht entsteht allmählich ein neues Geschlecht, das sich auf seinen Nutzen besinnt und unter guter Leitung das kostbare Gut dieses Bodens pflegt, statt es träg zu mißbrauchen. Aber unsere Zukunftsbilder standen einstweilen mit den unmittelbaren Gegenwarts-Eindrücken im jähen Gegensatz: Die Felder, durch die wir fuhren, lagen trostlos da. Schon im Herbst hatte die völlige Trockenheit jede Aussaat un-



möglich gemacht; auch jede Frühjahrssaat war bisher ausgeschlossen gewesen; die hohen agrarischen Würdenträger in Uniform, mit denen ich im Speisewagen zufällig am gleichen Tisch saß, sprachen voll tiefster Besorgnis von einer völligen Ernte-Katastrophe, wenn jetzt nicht sofort Feuchtigkeit rettend herunter käme. Aber strahlend blau breitete sich der Himmel: als ich in Bukarest einfuhr, war es eine warme sommerliche Stadt, in die ich kam.

Und hier sah man nun das Widerspiel jenes ärmlichen Bauerntumes, dessen Eindruck bisher den Weg begleitet hatte; der ganze Reichtum, der aus ihm gezogen wird, hat sich umgesetzt in diese üppige Stadt. Kein Wunder, daß solcher unmoralischer sozialer Gegensatz in der Uausgeglichenheit der Stadt-Eindrücke drastisch zum Vorschein kommt. Es gibt kaum eine große europäische Siedlung, die so deutlich nur den Zustand der Gegenwart spiegelt, wie Bukarest. Alle die Uebergänge zur Vergangenheit, die in anderen Städten den Hintergrund des Bildes geben und neben dem Eindruck der Gegenwart aufklärend als Unterton mitschwingen, scheinen hier im ersten Augenblick gänzlich zu fehlen. Ganz unbegründet liegt dieses Häuser-Konglomerat in der Ebene da; wohl lehnt sich die Siedlung an einen Fluß, die Dâmbowitza, aber er durchzieht das Gelände wie eine zufällige Linie; in willkürlicher Gruppierung haben die alten Bojarenhöfe (man erkennt es am Gassen-Gewirr der ältesten Teile) wie lauter einzelne Flecken neben einander gelegen, und als man später große ordnende Straßenzüge hindurch zog, da geschah es ohne städtebaulichen Sinn nach den Gesetzen des Zufalls oder nach den Gelüsten eines toten Schematismus. Deutlich sieht man, daß kein Wille einer ständigen Dynastie das frühere bauliche Wachstum dieser Stadt geleitet hat. Aus unbestimmt sagenhaftem Ursprung entstanden (die Legende erzählt von Schäfer Bucur, der hier zuerst Güter besessen hat), ist sie von Hand zu Hand gegangen. Einige kraftvolle Herrscher treten zwar im Wechsel der Erscheinungen hervor, wie Mihai Viteazu am Ende des 16. Jahrhunderts, den ein üppiges Reiter-Denkmal zum Nationalhelden macht, oder Konstantin Brâncoveanu, der Bucuresti 1698 zur Hauptresidenz erkor, oder Alexander Ypsilanti, der eine kurze Blütezeit hervor rief. Aber dazwischen beherrschen bald Türken, bald Russen, bald Oesterreicher die Stadt. Kurz, es war ein Gebilde, hervor gegangen aus tausend Wechselfällen und geprüft in tausend Leiden, das König Carol der Erste vorfand und zu jener Weltstadt zu machen unternahm, die heute über 300000 Einwohner zählt.

Wenn man eine solche Weltstadt durch das Errichten zahlloser üppiger Monumental-Gebäude, kurz durch einen Riesenaufwand von Säulen und Kuppeln schaffen könnte, so hätte der König sein Ziel glänzend erreichen müssen. Ich kenne keine Stadt, in der aus der gleichen Epoche dergartig viele Prunkbauten stammen: überall glaubt man aufs Neue auf Parlaments-Gebäude zu stoßen, die Post, das Athenäum, die Ministerien, der Justiz-Palast, die Verwaltungsgebäude, sie alle stolzieren einher im Gewande des höchsten architektonischen Pathos. Die papiernen Emanationen der „Ecole des Beaux Arts“ finden hier eine mehr oder weniger blühende Inkarnation in mehr oder weniger dauerhaften Baustoffen. Alle die Bastard-Abarten der modernen Kuppel, die nicht mehr weiß, ob sie eigentlich ein Oberlicht oder eine Raumform sein will und daher meistens zum überflüssigen, verzierten Deckel wird, sind hier zu einer greulichen Sammlung vereinigt. Nur ganz selten ziehen sich anständig-trockene Leistungen, wie die Universität oder die „Domänenverwaltung“ dazwischen.

Aber dieser eigentliche Unwert der Leistungen selbst ist nicht die Hauptsache dessen, was den Eindruck unerfreulich macht. Weit stärker noch verblüfft die Art, wie diese monumentalen Maschinen sich dem Stadtbild einordnen. Mitten zwischen den elendesten Nachbarn tauchen sie unvermittelt hervor; wo man es garnicht erwartet, sind sie plötzlich in die Häusermasse hinein gespuckt, kurz, man kann vielleicht nirgends deutlicher sehen, als in dieser Stadt, wie der Mangel an städtebaulicher Führung selbst die stärksten architektonischen Mittel unwirksam macht. Nur die Art, wie der „Cercul Militare“, die jetzige Haupt-

wache an der Ecke des Boulevard Elizabeta und der Calea Victoriei mit ruhiger Masse eine Platz-Terrasse abschließt, und die Art, wie das Vorlesungsgebäude gegenüber dem königlichen Schloß in leisem Schwung zurück biegt, kann man vielleicht aus diesem Verdammnis-Urteil ausnehmen. Im Allgemeinen überwiegt eine aufgepulverte Großstadt-Eleganz, die hart und unmittelbar neben ärmlichen halb orientalisches, halb amerikanisch anmutenden Vorstadt-Baracken steht; kaum ist man aus dem Kern der Stadt heraus, so findet man sich nur noch zwischen den Spelunken der Judenviertel oder den Hütten der Zigeuner-Quartiere und die Straße selbst tritt gleichsam an die Stelle der Bauten: sie wird Wohnraum und Geschäftslokal, was höchst amüsante Bilder ergibt.

Natürlich wird der Architekt in diesem modernen Gewirr doch immer den Spuren alter Zeiten nachgehen, wie sehr sie sich auch verstecken mögen, und ganz unbelohnt bleibt dieses Suchen schließlich doch nicht.

Die eine historische Schicht, auf die er stößt, ist alter römischer Kulturboden. Wenn man mit gemischten Gefühlen die historischen Atrappen durchstreift, die im „Park Carol“ als Ueberbleibsel der Jubiläums-Ausstellung von 1906 vorhanden sind, so stößt man plötzlich auf der Terrasse des Kunstgebäudes auf eine ganze Kette alter römischer Reliefs, die in ungelinken Figuren aber in starken Rhythmen von Kampf und Triumph erzählen. Ergänzt wird dieser Eindruck, wenn man im „National-Museum“ die Fülle antiker Stücke bei einander sieht, die aus dem Boden des Landes auferstanden sind. Es wird dem Beschauer zum Bewußtsein gebracht, daß Bukarest ein Punkt war in einer großen römischen Handelsstraße, die einerseits von der Dobrudscha, andererseits von der Donau über Giurgiu-Bucuresti-Ploesti-Drajna nach Siebenbürgen führte.

Die bedeutendsten Andenken aus jener Zeit, die Reliefs aus dem Park Carol, weisen in die Dobrudscha; es sind Metopen von dem großen Triumph-Denkmal, das Trajan hier 109 nach Christo in der Nähe seiner Siedlung „Tropeum Trajani“ bei Adam-Clissi errichtete, um damit die Unterwerfung der Dacier zu feiern. Ebenso wie die mächtigen Wälle Trajans, die das Land durchziehen, ist von diesem Denkmal noch die gewaltige Kernmasse erhalten geblieben. Einst ragte hier auf einem 40 m hohen Rundbau eine riesige steinerne Trophäe empor und die mit Steinen bekleideten Mauern des Unterbaues waren mit dem Kranz dieser Metopen geschmückt; jetzt sind die alten Kunstwerke gleichsam in Gefangenschaft geraten und erinnern inmitten eines zerrütteten Großstadt-Volkes melancholisch daran, welcher stolzen Abstammung es sich rühmt. Denkt man an die Kluft, die den heutigen Italiener von seinen Ahnen scheidet, so scheint der Gedanke an diese Blutsverwandtschaft auch bei den Rumänen nicht mehr so ganz unmöglich. In der Tat wird man durch den Typus der Landbevölkerung und auch durch das ganze äußerlich-impulsive Gebahren dieser Menschen oftmals an Eindrücke aus dem modernen Italien erinnert. Aber an die alten Römer, deren eiserne Energie und gewaltige Kunst selbst in verfallenen Trümmern noch mächtig hervor leuchtet, darf man nicht denken.

Von den großen Völkerwanderungen der Goten, Hunnen, Gepiden und Avaren, die sich in der folgenden Epoche über das Land ergossen und die Spuren der römischen Ansiedelungen verwischten, besitzt Bukarest auch noch einen höchst eindrucksvollen Zeugen. Es ist der merkwürdige „Gepiden-Schatz“, den Bauern am Anfang des vorigen Jahrhunderts in Pietroasa fanden: goldenes Gerät von einer seltsam üppigen, barbarischen Schönheit, die den einen Quell ihres Ursprunges nach neuesten Forschungen in Persien haben soll. Besonders ein Gefäß, dessen Henkel zwei mit Edelsteinen übersäte springende Leoparden bilden und das leuchtende Cloisonné-Arbeit in den Maschen des durchbrochenen Goldgefüges zeigt, wird man nicht wieder vergessen. Auch eine reich mit Figuren geschmückte goldene Opferschale zeigt, daß selbst diese Zeit der orientalisches beeinflussten „Barbaren“ den Zusammenhang mit römischem Kunstgeist in die nächste Epoche weiterspinnt. —

(Fortsetzung folgt.)

## Tote.

**Geheimer Oberbaurat Adolf Weinbrenner †.** In den ersten Frühstunden des 19. Oktober ist in Karlsruhe in Baden der ehemalige Professor für Baukunst an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, Geh. Ob.-Brt. Adolf Weinbrenner, im 86. Lebensjahr nach längerem Leiden entschlafen. Adolf Weinbrenner war ein Enkel des Neugestalters der badischen Residenz Friedrich Weinbrenner. Er war am 15. Sept. 1836 in Rastatt als ein Sohn des großh. Bauinspektors Friedrich Weinbrenner geboren. Seine ersten Studien machte er am Lyzeum seiner Vaterstadt,

seine Fachstudien am damaligen Polytechnikum in Karlsruhe. Er hatte das Glück, hier noch eine Anzahl bedeutender Lehrer, vor allem die Baudirektoren Heinrich Hübsch und Fischer, dann den jüngeren Baurat Eisenlohr, den erfolgreichen Gestalter der Eisenbahn-Hochbauten der damaligen Zeit im Großherzogtum, endlich noch den feinsinnigen Jakob Hochstetter und Heinrich Lang zu seinen Lehrern zu haben. Aus ihrer Einwirkung ging aber im Wesentlichen ein Vertreter der Renaissance hervor. Weinbrenner widmete sich dem Staatsdienst, nachdem er 1860 das Staatsexamen bestanden hatte, und wurde der Eisenbahn-Hochbau-Inspek-



tion in Konstanz zugewiesen, bei welcher er 6 Jahre tätig war, um dann in der zweiten Hälfte 1866 und 1867 seine künstlerische Ausbildung durch Studienreisen nach Italien, Belgien und Frankreich zu ergänzen. In die Heimat zurück gekehrt, wurde er gegen den Schluß des Jahres 1867 in die Stelle des Vorstandes der Eisenbahn-Hochbau-Inspektion in Konstanz berufen und nach deren Aufhebung zum Vorstand der Bezirks-Bauinspektion in Mannheim ernannt. Im Jahr 1872 übernahm er auf Berufung des Fürsten von Fürstenberg das Amt des fürstlichen Hof-Bauinspektors in Donaueschingen, das er bis 1880 verwaltete. In dieser Eigenschaft hatte er Gelegenheit zu Wiederherstellungsarbeiten an dem fürstlichen Kunstbesitz, namentlich in Heiligenberg, wo er den reichen Saal und die Kapelle wieder herstellte. Im Herbst 1880 erfolgte dann seine Berufung an die Technische Hochschule in Karlsruhe, wo er als Professor der Baukunst eine erfolgreiche Lehrtätigkeit auf dem Gebiet des Baukonstruktionswesens, im Entwerfen von Hochbauten der Eisenbahn und im Entwerfen von Monumentalbauten ausübte. Nebener ging eine nicht sehr umfangreiche ausübende Tätigkeit; so stammen in Karlsruhe von dem Verstorbenen das Ludwig Wilhelm-Krankenhaus, das Gebäude der Landesversicherungs-Anstalt Baden usw. 1884 wurde er zum Baurat ernannt, zwölf Jahre später zum Oberbaurat und nach weiteren 14 Jahren, 1910, zum Geheimen Oberbaurat. Ein Augenleiden nötigte ihn, sich am 1. Okt. 1911 in den Ruhestand versetzen zu lassen. Der Name Weinbrenner, der für die badische Baugeschichte ein geheiligter ist, lebt in seinem Sohn, dem Regierungs-Baurat Friedrich Weinbrenner, fort. —

### Vermischtes.

**Preßputz.** Unter dem Namen „Preßputz“ stellt die „Continental-Preßputz-Gesellschaft“ m. b. H. in Frankfurt a. M. seit Jahren, schon in der Zeit vor dem Krieg, einen dekorativen Wandputz her, der durch seine Zusammensetzung modellierfähig ist und eine große Dauerhaftigkeit besitzt, sodaß er selbst physischen Beschädigungen Stand hält. Das Material des Preßputzes wird auf einen rauhen, gewöhnlichen Unterputz aufgetragen und dann mittels Matrizen geprägt. Diese Matrizen können die verschiedensten Relief-Darstellungen aufweisen und werden mit großer Schärfe wiedergegeben. Da das Verfahren die mannigfaltigsten Flächen-Ausbildungen zuläßt, so ist es möglich, Wandflächen nach jedem Wunsch aufzuteilen und zu dekorieren. Es kann dabei der Putzcharakter streng gewahrt oder aber auch eine glatte Struktur der Oberfläche der Ornamente herbei geführt werden.

Durch den Preßputz wird eine Dekoration der Wandflächen erreicht, die eine enge Verbindung mit dem Unterputz einget, sodaß hohle Stellen mit allen ihren Nachteilen vermieden werden. Das Material ist ohne Anstrich abwaschbar und kann selbst mit verdünnter Salzsäure gereinigt werden. Die Anwendungs-Möglichkeiten sind sehr vielseitige und nehmen auch Rücksicht auf Anordnungen, deren Ziel es ist, eine Verbilligung des Bauens herbei zu führen. Es wird auch **Farben-Preßputz** hergestellt, der verschiedenartige Farbestimmungen zuläßt, im Material aber stets die gleichen Zusammensetzungen besitzt. Bei der Anwendung des Materiales ist dem Künstler völlig freie Hand gelassen.

Die Gesellschaft hält ihren Preßputz für billiger und besser, als gewöhnlichen Verputz mit Oelfarben-Anstrich und als Tapete, aber für viel billiger und besser als Linkrusta. Bei bauseitig herzustellendem Unterputz in rauh abgeriebenem Weißkalkmörtel kostet das  $q^m$  einfachster Ausführung einschl. Farbenbehandlung 17 M. Bei größeren Ansprüchen an die Art der Behandlung kann der Preis bis 41 M. für  $1 q^m$  steigen. —

### Wettbewerbe.

**Ein internationalen Wettbewerb zur Erlangung eines Bebauungsplanes der Stadt Belgrad** erläßt die Stadtgemeinde mit Frist zum 30. März 1922. Wir wollen schon gleich hier bemerken, daß uns diese Frist erheblich zu kurz erscheint: eine Erstreckung bis 1. Okt. oder doch mindestens bis 1. Juli 1922 wäre für deutsche Bewerber, die es nicht leicht haben werden, sich mit den einschlägigen Verhältnissen vertraut zu machen, unerläßlich, wenn ihre Beteiligung mit einiger Aussicht auf Erfolg stattfinden soll. Es gelangen ein I. Preis von 150 000 Dinars, ein II. Preis von 120 000 Dinars, zwei III. Preise zu je 75 000 Dinars und drei IV. Preise zu je 35 000 Dinars zur Verteilung. Für den Ankauf von 4 hierzu vom Preisgericht vorgeschlagenen Entwürfen sind je 20 000 Dinars ausgesetzt. Die Stadtgemeinde Belgrad hat außerdem eine Summe von 80 000 Dinars festgesetzt als Belohnung für weitere sorgfältig ausgearbeitete Entwürfe ohne Rücksicht auf ihren Wert im Sinne des Wettbewerbes. Diese Summe wird auf 10 Entwürfe verteilt,

welche das Preisgericht auswählt. Nach dem gegenwärtigen Kurs sind 228 Dinars = 100 Mark. Wenn nach der einstimmigen Entscheidung des Preisgerichtes kein Entwurf den I. Preis verdient, so sollen die Preise in anderer Weise auf die besten Entwürfe mit der Maßgabe verteilt werden, daß die gesamte, zu diesem Zweck bestimmte Preissumme zur Verteilung gelangt. Das Preisgericht besteht aus dem Präsidenten der Stadtgemeinde Belgrad, ferner aus den Hrn. Chifflet, Architekt, Mitglied des Vereins der französischen Architekten und Ingenieure; Ing. W. Dick, Mitglied des Vereins der Schweizerischen Ingenieure und Architekten, unseres Wissens ein Schüler von Otto Wagner und der Ecole des Beaux-Arts in Paris, der beim Wettbewerb um Entwürfe für die kalifornische Universität ausgezeichnet worden ist; Ing. Sabo Jelitch, Staatssekretär des serbischen Verkehrs-Ministeriums; Architekt Dragutin Gjorgjewitsch, Professor der Universität Belgrad; Vladimir Mitrowitsch, Professor der Universität Belgrad; Peter Popowitsch, Sektionschef des serbischen Bauten-Ministeriums; Ing. Milan Jowanowitsch, Sektionschef im serbischen Ministerium für Wasser- und Landwirtschaft, Vertreter des Vereins der südslavischen Ingenieure und Architekten; Architekt Vladimir Popowitsch, Gemeinderat der Stadt Belgrad, und Branko Popowitsch, Professor der Universität und Gemeinderat der Stadt Belgrad. Ein deutscher Preisrichter ist im Preisgericht also nicht vorhanden; unter den gegebenen Verhältnissen und bei der Bedeutung des deutschen Städtebaues in der ganzen zivilisierten Welt müssen die deutschen Bewerber aber darauf bestehen, daß ein Preisrichter ihres Vertrauens mit internationalen Umgangsformen in das Preisgericht entsendet wird. Geschieht das, dann stehen wir nicht an, die Teilnahme am Wettbewerb angelegentlich zu empfehlen, schon deshalb, um der entwickelten und auf hoher Stufe stehenden deutschen Kunst des Städtebaues beim Wiederaufbau der deutschen Kultur das ihr gebührende Ansehen auch im südöstlichen Ausland zu verschaffen und auch auf diesem Gebiet die verloren gegangenen Beziehungen nach dem Balkan wieder anzubahnen. —

**Ein Preisausschreiben zur Erlangung von Skizzen für die Errichtung eines Zucht- und Nutztviehhofes in Langenhagen bei Hannover** ergeht von der „Hannoverschen Zentralviehhalle G. m. b. H.“ in Hannover-Langenhagen an Bewerber, die in der Provinz Hannover oder in den Hansestädten wohnhaft sind oder zurzeit der Ausschreibung dort eine Zweigstelle unterhalten. Frist: 1. Febr. 1922. 3 Preise von 10 000, 7500 und 5000 M.; für 2 nicht preisgekrönte Entwürfe zus. 6000 M. Es können auch noch weitere Entwürfe für den Ankauf in Frage kommen. Die Gesamtsumme für Preise und Ankäufe beträgt 35 000 M., die auch in anderen Abstufungen als vorhin genannt zur Verteilung gelangen kann. Preisrichter sind neben Vertretern der Landwirtschaft Geh. Brt. Dr. Schleyer, Stadtbaurat P. Wolf und Landesbaurat Scheele, sämtlich in Hannover. Unterlagen gegen 20 M., die zurück erstattet werden, durch die genannte Gesellschaft in Hannover, Prinzen-Straße 17. Die Uebertragung der Ausführung an einen der Preisträger ist in Aussicht genommen, ohne jedoch, daß eine Verpflichtung hierzu übernommen werden kann. —

**Ein Wettbewerb der Arbeitsgemeinschaft der Schöneberg-Friedenauer Architekten des „Bundes Deutscher Architekten“** betrifft Entwürfe für die Bebauung des Geländes an den Cecilien-Gärten und an der Rubens-Straße zwischen Hauptstraße und Bahndamm, für die Anlage eines Sportplatzes zwischen Priesterweg und Friedhof der Zwölf Apostel-Gemeinde, sowie Verbesserungs-Vorschläge für die Anlage der Straßen und Plätze im 11. Verwaltungsbezirk von Groß-Berlin. Für Preise stehen 5000 M. zur Verfügung. Im Preisgericht befinden sich u. a. die Hrn. Geheimrat Herm. Muthesius, Prof. Dr. Herm. Jansen, Prof. Heinr. Straumer, Arch. Heinz Lossen und Arch. Alb. Geßner. —

**Im Wettbewerb Krieger-Denkmal Greifenberg in Pommern** wurde der I. Preis nicht verteilt. Den II. Preis von 1000 M. errang der Entwurf „1914—1918“ des Architekten Anton Zock in Sydowsau bei Stettin; je ein III. Preis von 500 M. fiel zu den Entwürfen „Victuris“ des Reg.-Bmstr. Ernst Weegmann in Stolp in Pommern; Stern im Strahlenkranz des Architekten Max Ronneburger in Essen an der Ruhr; „Stahlhelm“ des Architekten Wilh. Koch in Berlin-Friedenau und „Schlicht“ des Studienrates a. D. Adolf Dahl in Stettin. —

Inhalt: Rumänische Eindrücke. — Tote. — Vermischtes. — Wettbewerbe. — Abbildung: Ansicht von Merseburg. —

Verlag der Deutschen Bauzeitung, G. m. b. H., in Berlin. Für die Redaktion verantwortlich: Albert Hofmann in Berlin. Buchdruckerei Gustav Schenck Nachf. P. M. Weber in Berlin.



**H**auptversammlung des „Vereins Deutscher Ingenieure“. Der „Verein Deutscher Ingenieure“ hielt seine diesjährige Hauptversammlung vom 25.—28. Juni 1921 in Kassel ab. Den wissenschaftlichen Verhandlungen ging eine Sitzung des Vorstandsrates voran. Der Verein hat zurzeit etwa 24 000 Mitglieder, eine Zahl, die trotz des stark erhöhten Beitrages im Steigen ist. Das begreift sich, wenn man weiß, daß der Verein seine Wurzeln vor Allem in das stark entwickelte deutsche Maschinenbauwesen geschlagen hat. Diesem Arbeitsgebiet gehörten auch die Hauptvorträge an, die auf der Hauptversammlung gehalten wurden. Die Versammlung tagte unter dem Vorsitz des Hrn. Generaldirektor Dr.-Ing. Reinhardt aus Dortmund. Als erster Redner sprach Dir. Hartmann aus Kassel über „Hochdruck-Dampf bis zu 60 Atm. in der Kraft- und Wärmewirtschaft“. Als weiterer Redner sprach Prof. Kutzbach aus Dresden über „Fort-schritte und Probleme der mechanischen Energie-Umformung“. Der dritte Vortrag, von Prof. Dr.-Ing. Thoma in München gehalten, behandelte „Die neuere Entwicklung der Wasserturbinen“. An alle Vorträge schloß sich ein reger Meinungs-Austausch. Der dritte Tag der Hauptversammlung war den Verhandlungen der zahlreichen Gesellschaften und Ausschüsse gewidmet, die dem Verein angegliedert sind. Mit der Tagung war eine betriebstechnische Ausstellung verbunden und es fand am vierten Tag der Versammlung ein Ausflug nach der Edertal-Sperre statt.

Auf seiner Hauptversammlung faßte der Verein auch eine Anzahl von Entschlüssen betr. die Zukunft des Reichspatentamtes, den gewerblichen Rechtsschutz, die Anwendung des Wortes „Ingenieur“ und Schulzeit und praktische Berufstätigkeit. Die Entschlüsse lauten im Einzelnen:

#### I. Zukunft des Reichspatentamtes:

Die Einreihung des Reichspatentamtes unter die Reichsmittelbehörden wird die Wirkung haben, daß



ausgezeichnete Mitglieder aus dem Amt ausscheiden, daß die Arbeitsfreudigkeit der verbleibenden leidet und die Gewinnung neuer geeigneter Kräfte auf die größten Schwierigkeiten stößt. Der Beginn dieser Entwicklung ist bereits zu beobachten. Der Fortbestand des Reichspatentamtes und seiner für die fortschreitende Entwicklung der deutschen Technik so segensreichen Tätigkeit ist nur möglich, wenn die Leistungen des Amtes auf der alten Höhe bleiben. Es muß daher für einen dauernden Anreiz gesorgt werden, daß vollwertige Kräfte der Technik für das Reichspatentamt gewonnen werden können.

Im Interesse der Technik und der Industrie, somit im Interesse unseres wirtschaftlichen Wiederaufbaues muß daher gefordert werden, daß dem Reichspatentamt der Rang einer oberen Reichsbehörde beigelegt wird, angegliedert als selbständige Abteilung dem Reichs-Wirtschafts-Ministerium.

#### II. Gewerblicher Rechtsschutz:

Der „V. D. I.“ hält die Schaffung eines ständigen Ausschusses beim Reichs-Justiz-Ministerium, zu dem Vertreter der am gewerblichen Rechtsschutz interessierten Vereine entsprechend dem Vorschlag des „Deutschen Vereins für den Schutz des gewerblichen Eigentums“ zu ständiger Mitarbeit zu berufen sind, für dringend notwendig im Hinblick auf die bevorstehende Neugestaltung der gewerblichen Rechtsschutzgesetze. Die Entschliebung soll dem Herrn Reichs-Justizminister übergeben werden.

#### III. Unzulässige amtliche Verwendung des Wortes

„Ingenieur“ in Dienst- und Amtsbezeichnungen:

In zunehmendem Maß verwenden Behörden des Reiches, der Länder und der Selbstverwaltung die Amtsbezeichnung „Ingenieur“ in verschiedenen Wortbildungen für ihre Beamten.

„Ingenieur“ ist eine Berufsbezeichnung, ihr kann grundsätzlich nicht der Charakter einer Amtsbezeichnung gegeben werden. Erstrecht unzulässig ist aber eine solche Amtsbezeichnung bei Beamtenklassen, deren Angehörigen die Fachwelt nicht einmal die Berechtigung, sich „Ingenieur“ zu nennen, zuerkennt.

Der „V. D. I.“ erblickt in der unzulässigen Verwendung des Wortes „Ingenieur“ in Dienst- und Amtsbezeichnungen eine Schädigung des Ansehens des Ingenieurstandes und erwartet, daß die Behörden Amtsbezeichnungen wie Marine-Ingenieur und Werksingenieur zurücknehmen und künftig von solchen Verwendungen der Berufsbezeichnung „Ingenieur“ absehen. —

#### IV. Dauer der Schulzeit und praktische Berufstätigkeit:

Die 61. Hauptversammlung des „Vereins Deutscher Ingenieure“ in Kassel, die sich aus Vertretern deutscher Ingenieure aus allen Landesteilen zusammensetzt, nimmt von den Bestrebungen Kenntnis, die Schulzeit auf den allgemeinen bildenden Schulen um 1 Jahr — von 12 auf 13 Jahre — zu verlängern. Eine Durchführung dieser Absichten jetzt in einer Zeit schwerster Bedrückung unseres Volkes hält die Versammlung für unmöglich. Abgesehen aber von den wirtschaftlichen Gründen, die hiergegen sprechen, wird mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß neben der schulmäßigen Ausbildung gerade die frühzeitige Tätigkeit in praktisch schaffenden Berufen sehr viel zur Entwicklung der Charaktereigenschaften beiträgt, die wir in erster Linie zum Wiederaufbau unseres Vaterlandes brauchen. —

#### Architekten- und Ingenieur-Verein in Münster i. W. Der

Vorstand ist wie folgt neu gewählt worden: Vors.: Geh. Ob.-Brt. Dr.-Ing. Stübben; Stellv.: Regierungsbaurat Elbe; Schriftführer: Provinzialbaurat Planeth; Säckler: Direktor Kalt; Bücherwart: Prof. Wolter, sämtlich in Münster.

Sitzung am 17. Jan. 1921. Nachdem die in der letzten Versammlung erfolgte Vorstandswahl bestätigt war und der neugewählte Vorsitzende, Hr. Geh. Oberbaurat Dr.-Ing. Stübben, die Leitung übernommen hatte, wurde u. a. mitgeteilt, daß der Denkmalpfegetag in diesem Jahr in Münster abgehalten würde.

Alsdann nahm Hr. Stadtbaurat Schirmeyer das Wort zu einem Vortrag: „Das Wohnungswesen der Stadt Münster“.

Nach einem kurzen, geschichtlichen Rückblick und einer Schilderung der allgemeinen Wohnungs-Verhältnisse in Münster vor dem Krieg erörterte Redner die Ursachen und den Umfang der nach dem Krieg aufgetretenen Wohnungsnot und machte dann eingehendere Mitteilungen über die Maßnahmen zur Wohnungs-Beschaffung in dieser Zeit. Danach sind im Ganzen 360 Wohnungen durch Neubau und 560 Wohnungen durch Rationierung geschaffen.

In Blitzdorf sind 112 Wohnungen fertig gestellt, auf der Geist 70 Wohnungen fertig und 80 im Bau begriffen, an der Garten-Straße 20 fertig und 47 im Bau begriffen. Die Gesamtkosten aller mit Baukostenzuschüssen gebauten Häuser betragen ohne Grundstücks- und Straßenbaukosten reich-

lich 18 Mill. M. Zu diesen Bauten sind vom Reich und Staat 7 116 000 M. als Zuschüsse gegeben, während die Stadt außerdem für ihre eigenen Bauten aufgewendeten rentierlichen, d. h. durch Mietseinnahmen gedeckten Kosten 7 530 000 M. aufgewendet hat.

Redner schloß mit einem Ausblick in die Aussichten des Jahres 1921: Gebaut muß werden, denn mit dem Rationieren wird es nun fast zu Ende sein, sodaß weitere unbedingt notwendige Wohnungen nur noch durch Bauen geschaffen werden können. Der Wille zum Bauen ist überall vorhanden; die Stadt wird bauen oder lieber noch durch Förderung und Unterstützung aller Bauabsichten von anderer Seite nach jeder Richtung hin helfen. Die Baugenossenschaften, welche bereits hier gebaut haben, rüsten zu weiteren Taten; neue Genossenschaften haben sich gebildet, zum Teil schon erhebliche Vorarbeiten geleistet und hoffen auf die Verwirklichung ihrer Pläne in diesem Jahr.

Aber dafür kommt alles darauf an, daß die finanziellen Grundlagen sofort sichergestellt werden dadurch, daß vom Reich wieder Baukostenzuschüsse, und zwar erheblich höhere als im vorigen Jahr, gegeben werden, und daß durch Gesetzgebung den Gemeinden neue Einnahmequellen erschlossen werden zur Verzinsung und Tilgung der für Wohnungsbeschaffung bereits gemachten und noch zu machenden Ausgaben.

In der anschließenden lebhaften Besprechung wurde besonders die Frage aufgeworfen, ob und wie dauernd der Wohnungsnot gesteuert werden könne. Es wurde an Hand von Zahlen aus der Vorkriegszeit darauf hingewiesen, daß die jetzt einmaligen und künftig alljährlichen Ausgaben so ungeheuer hoch seien, daß diese Frage als die augenblicklich vielleicht bedeutungsvollste wirtschaftliche Frage aufzufassen sei; die Lösung sei sehr schwierig. —

Im Verein hielt am 18. April 1921 der Provinzialkonservator, Hr. Landesbaurat Körner, einen sehr belangvollen Vortrag mit Lichtbildern über „Aufgaben und Bedeutung der Denkmalpflege und des Heimatschutzes“. In der Einleitung wies der Vortragende darauf hin, daß ohne die Mitwirkung weitester Kreise mit gesetzlichen Maßnahmen sowie mit Beihilfen, zu denen es jetzt meist an Mitteln fehlen werde, und mit der Arbeit der amtlichen Denkmalpfleger nicht allzuviel auszurichten sei. Daher sei Aufklärung dringend nötig. Mehr als gesetzlicher Schutz ist allgemeine Wertschätzung der Kultur-erzeugnisse vergangener Zeiten und der heimatlichen Naturschönheiten erforderlich und möglichst das ganze Volk müßte ihr Beschützer werden. Der Vortragende machte dann einige Angaben aus der Geschichte der Denkmal- und Heimatpflege, sowie über die dafür geltenden Verordnungen und über die heutige Auffassung der amtlichen Vertreter der Denkmalpflege, die sich den Anforderungen der Gegenwart nicht entgegen stellen, sondern Ratgeber sein wollen, die zwar auf die Erhaltung der Denkmäler hinwirken, dabei aber den Bedürfnissen der heutigen Zeit und den Wünschen der Besitzer von Bau- und Kunstdenkmälern nach Möglichkeit Rechnung tragen wollen. Bei verständnisvollem Zusammenarbeiten werden sich oft beide Ziele vereinigen lassen.

An einer großen Zahl von Lichtbildern führte der Redner dann die Aufgaben, den Wert und die Berechtigung der Denkmal- und Heimatpflege vor Augen und zwar zuerst an verschiedenen alten Bauwerken, deren Verlust heute wohl allgemein bedauert werden wird, so z. B. abgesehen von vielen münsterischen Bauten an verschiedenen Kirchen in der Provinz, die zum Teil böswillig abgebrochen oder abgebrannt wurden, Befestigungsanlagen, Rathäusern z. B. in Herford und Borken, Bürgerhäusern u. a. Zweitens an Ruinen, zu denen der Vortragende auch Schloß Horst mit seinem berühmten steinernen Schatz rechnet. Drittens an verunstalteten oder sonst beeinträchtigten Bauten von Denkmalwert. Viertens an gefährdeten Bauten und Naturdenkmälern, sei es durch Reklame oder durch sonstige Veranstaltung, Verwitterung u. dergl., z. B. am Rathaus in Bocholt, oder durch anderweitige Verwendung wie z. B. der Schlösser Herten und Nordkirchen, Haus Holtfeld, Haus Grimberg u. a. Das reizende Bild der alten Stadtmauer an der Diemel in Warburg mit den malerisch darauf sitzenden Häusern sei neuerdings durch häßliche Anbauten, die beabsichtigt werden, gefährdet. Auch der Schutz der Grabdenkmäler und Friedhöfe gehört zu den Aufgaben der Denkmalpflege. An einigen Bildern zeigte der Redner endlich, wie Baudenkmäler und Naturschönheiten erhalten werden können, z. B. das Hönnetal, das durch eine Schutzaktion gegen Verunstaltung durch die Industrie geschützt worden ist. Im Schlußwort wies der Vortragende auf die Bedeutung der Denkmäler für den Fortschritt unserer Kultur hin: sie sollten uns Wegweiser sein und Führer auf dem Weg von



alter Heimatkunst zu neuer Heimatkunst; ihr harmonisches Zusammengehen mit der heimatlichen Natur und Umgebung müsse uns vorbildlich sein und schon allein darum sei auf ihre Erhaltung hinzuwirken. Wir sollten uns immer bewußt sein, daß wir in Bezug auf die in Westfalen aus einer mehr als 1000-jährigen Vergangenheit stammenden Denkmäler nicht Erben sind, sondern nur Vorerben mit der Verpflichtung, sie unseren Nacherben zu erhalten.

Die Zuhörer folgten den außerordentlich beherzigenswerten Ausführungen mit lebhafter Teilnahme. — P.

In der Versammlung am 30. Mai 1921 berichtete Geh. Oberbaurat Dr.-Ing. Stübgen über seine Tätigkeit als Sachverständiger der deutschen Regierung bei der internationalen „Commission des Réparations“ in Paris. Es handelte sich darum, die maßlosen Forderungen der Feinde zur Bestreitung der Kosten der Wiederherstellung der Kriegsgebiete durch Gegenrechnungen und bauliche Vorschläge auf eine erträgliche Entschädigungssumme zurück zu führen. Die während der Monate März und April geführten Verhandlungen hatten als Grundlage die Bestimmung des Versailler Friedensvertrages, daß die Reparationskommission den Schadenbetrag bis zum 1. Mai 1921 feststellen, vorher aber der deutschen Regierung ein „billiges Gehör“ schenken werde. Es schien, als ob dieses „Gehör“ zu einer sehr bedeutenden Herabminderung der Milliardenforderung führen werde, bis das bekannte Ultimatum der Feinde und dessen Annahme durch den Reichstag alle Hoffnungen zerstörte und die deutsche Wirtschaft auf Gnade oder Ungnade den Feinden preisgegeben hat.

Redner besprach dann die Aussichten und Möglichkeiten deutscher Mitwirkung am Wiederaufbau in Nordfrankreich durch Lieferungen, wie solche dem Vernehmen nach bereits in Auftrag gegeben sind, ferner durch Unterbeteiligung französischer Unternehmungs-Gesellschaften und durch selbständige Bautätigkeit unter Oberaufsicht französischer Behörden. So erwünscht namentlich die letztere Art deutscher Mitwirkung wäre, so wenig zuverlässig scheinen gerade diese Aussichten auf Grund der bisherigen Verhandlungen zu sein.

Eine Beschreibung des heutigen Pariser Lebens, glänzend und ansprechend im Vergleich mit dem heruntergekommenen Berlin, sowie der baulichen Schönheiten der französischen Hauptstadt, unterstützt durch zahlreiche Lichtbilder, führte schließlich die zahlreiche Zuhörerschaft in das „Lager der Hyänen“. Dabei wurden indes auch die schlimmen Schattenseiten, der Schmutz und die Verwahrlosung der Wohn- und Straßenzustände in manchen Stadtvierteln und ebenso die Äußerungen politischer Leidenschaft und maßloser Rachsucht gebührend hervorgehoben. Der inhaltreiche Vortrag schloß mit der bekannten Mahnung Gambettas: „Nie davon sprechen, stets daran denken!“ — Hs.

**Württembergischer Verein für Baukunde.** Am 3. Juli 1920 fand die Hauptversammlung statt, im Unterschied gegen früher zum 1. Mal nicht mehr am Anfang des neuen, sondern am Ende des alten Vereinsjahres. Die zunächst vorgenommene Wahl ergab als neuen Vorsitzenden Regierungs-Baumeister Link, Direktor der städt. Wasserwerke Stuttgart; die Ausschußwahlen die Hrn. Kuhn, Dollinger, Storz, Dräuth, M. Mayer, Dr.-Ing. Maier, Nägele, Maur. Es folgte die Besprechung eines Entwurfes des Ministeriums des Inneren betr. freierwerdendes Straßenland, worüber nächsten Winter ein ausführlicher Vortrag gehalten werden soll; ferner eines Entwurfes für die zu bildende Techniker-Kammer, dessen Zurückstellung beschlossen wurde. Auch bezüglich des von dem Bauwerkmeister-Verein gewünschten Titels „Baumeister“ für die mittleren Techniker behielt man sich eine Stellungnahme vor. Weitere Erörterungen folgten über die Vergebung der Arbeiten an Innungen, sowie über Standesfragen, wozu ein Ulmer Vorkommnis Veranlassung gab.

Sodann erhielt Hr. Baurat Pohlhammer das Wort zu einem Vortrag über „Die Entwicklung des katholischen Kirchenbaues in Württemberg in den letzten Jahrzehnten“. Vermehrten Anlaß zur Tätigkeit auf diesem Gebiet gaben auch hier das starke Anwachsen der Bevölkerung und die Bildung vieler Diaspora-Gemeinden. Die 1802—1810 dem Land neu angegliederte östliche Hälfte war zum größeren Teil katholisch. Seit 1806 waren die Katholiken gleichberechtigt. Vorher war Diaspora-Bildung ausgeschlossen. Redner schildert, wie noch Ende des 18. Jahrhunderts die Barockkunst auf ober-schwäbischem Boden herrliche Bauten geschaffen, wie dieses gesunde Kunstleben aber in seiner Entwicklung vernichtet worden durch die Säkularisation, eine Versündigung an der Kultur. Bei der Verarmung nach den napoleonischen Kriegen und deren Nachwirkung bis noch in die jüngste

Zeit vor dem Krieg war die Aufgabe, mit möglichst geringem Aufwand Bauten von möglichst großer Grundfläche zu schaffen. Von 1820—45 wurden die Kirchen nüchtern, ehrlich, zweckentsprechend, ohne Stilltreue und ohne charakteristischen Ausdruck gebaut. Erst von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab werden die Grundgesetze kirchlicher Kunst wieder erkannt mit der Wiederaufnahme der Gotik in der Zeit der Gründung vieler kirchlicher Kunstvereine. 1852 hat auch die Diözese Rottenburg ihren kirchlichen Kunstverein gegründet. Organ desselben war der „Kirchenschmuck“, seit 1883 das „Archiv für christl. Kunst“, hervorragend geleitet von Laib und Schwarz, Prof. Paul Kappler, Prof. Baur u. A. Redner bespricht die für unsere Kenntnisse auf diesem Gebiet grundlegenden Sammelwerke, insbesondere „Württembergs kirchliche Kunstaltertümer“ von Prof. Paul Keppler, 1888. Ueber andere Bauten seien keine zusammenfassenden Veröffentlichungen erschienen. Redner hat den Anfang gemacht mit einer Sammlung „Katholische Kirchen in Württemberg“ mit etwa 30 Kirchen und Kapellen und mehreren Vorentwürfen, mit 195 Abbildungen aus eigener Praxis mit Vorwort; er bespricht die Architekten der Periode von 1850 bis 1880 und ihre Bauten, von Dombaumeister Friedrich Schmidt mit 4 Bauten bis auf Egle, dann über die Periode von Mitte der 80er Jahre ab. Damals wurde die Versorgung der Diaspora mit Kirchen planmäßig in Angriff genommen, wozu neben Architekt Cades auch der Redner beigezogen worden ist. Redner zeigt an einer Reihe von ihm ausgeführter Bauten die Auswirkung von Zeitströmungen und Anschauungen und behandelt das Bauprogramm nach Sitzzahl, Baumaterial, Emporen-Anordnung, 3-schiffigen und einschiffigen Grundrissen, Vermeidung von Westtürmen wegen Erweiterungs-Möglichkeit, Vermeidung großer Lichtöffnungen hinter der Orgel, Putzfassaden, seit die Frage der Material-Echtheit erledigt ist, Eisenbeton- und Rabitzgewölbe (1905 erste katholische Kirche im Land mit Eisenbetonsäulen). Die Sorge für Weiträumigkeit (10—12<sup>m</sup> weite Mittelschiffe) und für tiefe Choranlagen, geräumige Sänger- und Orgelemporen, Innenräume mit Proportionen und Formen, die nicht profan wirken, Einfügen des Baues in die Landschaft und Wahl des für letztere charakteristischen Baumaterials. Was die Stilfrage betrifft, so ließ seit den 80er Jahren die nötige Richtung auf Einfachheit eine Anknüpfung an frühmittelalterliche Stile als besonders geeignet erscheinen unter Verzicht auf Kreuzblumen, Fialen usw. Seit die Kunstforschung in aller baulichen Betätigung volkstümliche Züge herausgestellt und neu gegründete Vereine für Heimatschutz sich bemühten für Schätzung deutscher Eigenart, knüpfte man in den 90er Jahren an deutsch-romanische Bauweise an und seit dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts war auch der Weg geebnet für Anknüpfung an Barock und freie klassizistische Bildungen, dem keimerlei kirchliche Vorschrift entgegen stand. Jeder Stil ist kirchlich berechtigt, wenn er nur entspricht den liturgischen Erfordernissen und dem Geist katholischen Christentums, sowie künstlerisch einwandfrei ist. Der Kölner Erlaß von 1912 und die Stellungnahme eines Redners auf der General-Versammlung des Vereins 1911 für „Befreiung aus der Klammer der historischen Baustile“ fanden im „Archiv“ ablehnende Besprechung. Einzelheiten mögen frei von Tradition gestaltet werden, müssen sich aber ungesucht ergeben. Die kirchliche Kunst soll im Empfinden des Volkes wurzeln. Der Pflege unserer deutschen Eigenart bedarf es gerade heute, um die Erkenntnis der im Volk ruhenden Werte und Kräfte breiten Schichten zum Bewußtsein zu bringen. Dringender als je wird heute der Ruf nach Einfachheit bei allem Bauen Berücksichtigung fordern. Ausdrucksvolle Bauten sind auch in armen Zeiten von der Kunstbegeisterung geschaffen. Die Diözese macht auf den Ruhm zielbewußter Arbeit an dem Problem Anspruch, die Tugend des Maßhaltens mit dem Streben nach künstlerischer Gestaltung zu versöhnen, sagt 1904 Bischof Keppler, und den Architekten der Bauten dieser Periode wird bezeugt, so gebaut zu haben, wie es den Erfordernissen der Liturgie und den vorhandenen Mitteln entsprach, und wer die Entwicklung des katholischen Kirchenbaues in Württemberg verfolgte, wird anerkennen müssen, daß manche glückliche Grundriß- und Aufrißlösungen gefunden worden seien.

Hr. Oberbaurat Kuhn dankte dem Redner für seinen Vortrag und bemerkte, daß die katholische Kirche wohl mit Recht die Tradition in der Kunst hoch halte, aber auch neue Gedanken, soweit sie richtig sind, anerkenne. —

Der Verein nahm seine Winterfähigkeit auf durch eine am 16. Okt. 1920 im Festsaal der Baugewerkschule abgehaltene Hauptversammlung. Nach Erledigung geschäftlicher Angelegenheiten gedachte der alte Vorstand, Hr. Oberbaurat Kuhn, der drei in den letzten Monaten verstorbenen Mitglieder v. Zügel, Eberhardt und Bayer, die



sämtlich in langen Jahren treu zum Verein gestanden waren und von denen der erstere 1902—1904 den Verein geleitet hat. Sodann trug er den Geschäftsbericht über das verlossene, 78. Vereinsjahr vor, das Jahr des sogenannten Friedens, der unsinnigsten Baupreise und der Verbands-Gründungen. Trotz der schwierigen Verhältnisse hat sich in diesem Jahr der Mitgliederstand auf 337 gehoben. Gestorben sind 8 Mitglieder. Es fanden statt 2 Hauptversammlungen, 9 Vereinsversammlungen, 3 Besichtigungen unter Teilnahme der Vereinsdamen, sowie 8 Vorstandssitzungen. Zur Bearbeitung von Gutachten wurden je eine Architekten- und eine Ingenieur-Kommission gewählt, die Gelegenheit zur Betätigung hatten und über die neue Organisation des Verbandes, über die Gebühren-Ordnung, über den neuen Entwurf eines Gesetzes für die Techniker-Kammer, über die Baumeistertitel-Frage u. a. Äußerungen abgaben. Die halbjährigen Vereinsbeiträge wurden, zunächst für das nächste Vereinsjahr, um je 2 M. erhöht. Auf Wunsch sind aus dem Ausschuß ausgeschieden die Hrn. Oberbaurat Euting und Baurat Hofacker. Anschließend erstattete der Kassierer, Hr. Reg.-Bmstr. Storz, den Kassenbericht und trug den Voranschlag für 1921 vor. Darauf übernahm der neue Vorstand, Hr. Dir. Link, den Vorsitz, dankte dem seitherigen Vorstands-Ausschuß für seine aufopfernde Tätigkeit und erteilte Hrn. Oberbaurat Max Burger vom Ministerium des Inneren das Wort zu einem Vortrag über: „Baualand-Umlegung in Württemberg“. Wir berichten über den Vortrag später an anderer Stelle. Der Vortrag wurde durch Lichtbilder erläutert. Sodann ergriff Hr. Prof. Weitbrecht, der schon seit mehr als 2 Jahrzehnten bemüht ist, ein solches Gesetz durchzubringen, das Wort zu einer Einzelbesprechung des Entwurfes, wobei er sich mit den Grundzügen einverstanden erklärte. Zum Schluß gab Hr. Dir. Link bekannt, daß die „Grundzüge“ vom Ministerium dem Verein zur Äußerung übersandt worden sind und daß die von letzterem eingesetzte Kommission dem Verein empfiehlt, dem Entwurf etwa in der vorgeschlagenen Form zuzustimmen. — W.

Am 14. Nov. 1920 hielt der Verein im Konzertsaal der Liederhalle seinen Familienabend ab. Der Abend wurde eingeleitet durch ein Konzert, bei dem Frl. Julia Zobel-Göppingen, eine Reihe vorzüglich vorgetragener Lieder für Sopran sang. Die Begleitung sowie weitere Klaviervorträge hatte Hr. Arch. Weidle übernommen. Das Ganze war eingerahmt durch Männerchor-Vorträge vom Chor des akademischen Liederkranzes „Schwaben“ unter der Leitung von Hrn. Rektor Pfeifle. Bei dem anschließenden Abendessen begrüßte der Vorsitzende, Hr. Dir. Link, die Mitglieder und Gäste und betonte, daß bei den heutigen schlimmen Zeiten es mehr als je gelte, das Grau des täglichen Berufes durch Lichtblicke zu verschönen; dazu gehöre insbesondere die Musik und die Jugend. Er sprach allen Mitwirkenden bei dem schönen Konzert den herzlichen Dank des Vereins aus und gedachte dann besonders der gastweise anwesenden akademischen Jugend, die in Zukunft dem Zweck des Vereins, der Förderung der edlen Baukunst, sich zu widmen gedenkt und die dazu berufen ist, eine Erneuerung des darnieder liegenden Vaterlandes durchzuführen. Nachdem Hr. Oberbaurat Dr.-Ing. Maier dem bisherigen Vorstand, insbesondere dem seitherigen Vorsitzenden, Hrn. Oberbaurat Kuhn, nebst dessen Gemahlin den wärmsten Dank für ihre aufopfernde Tätigkeit während des vergangenen Jahres ausgesprochen hatte, trat das Tanzvergnügen in sein Recht. Die große Pause wurde ausgefüllt durch vorzügliche Darbietungen aus der rhythmischen Tanzkunst, vorgeführt von Frl. Schmid, die reichsten Beifall erteteten und mit dazu beizutragen, den Abend zu einem in jeder Hinsicht gelungenen zu gestalten. — W.

**17. Hauptversammlung des Deutschen Eisenbau-Verbandes.** Der „Deutsche Eisenbau-Verband“, die Vereinigung der deutschen Eisenbaufirmen, hielt seine Hauptversammlung vom 12.—14. Okt. 1921 in München ab. Aus dem am ersten Tag erstatteten Geschäftsbericht ist zu entnehmen, daß der Verband in Zusammenfassung aller Kräfte mit Erfolg bestrebt ist, die auch seiner Industrie durch den Krieg und die Revolution geschlagenen Wunden zu heilen. Gegenüber einer Erzeugung von 143 000 t im Geschäftsjahr 1919/20 beläuft sich die Gesamterzeugung des Verbandes im abgelaufenen Geschäftsjahr auf 209 000 t. Hieraus ergibt sich eine erfreuliche Zunahme der Beschäftigung; immerhin bleibt sie noch erheblich zurück gegenüber einer Erzeugung von 412 000 t im letzten Friedensjahr.

Es war dem Verband möglich, die wirtschaftlichen Interessen der Mitglieder sowohl gegenüber anderen, namentlich für den Bezug der nötigen Rohstoffe wichtigen Industriezweigen, als auch den verschiedensten Behörden gegenüber zu vertreten. Hand in Hand damit ging eine Unterrichtung über alle wichtigeren Vorgänge auf dem Wirt-

schaftsmarkt und eine Beratung der Mitglieder auf dem Gebiet des Tarif-, Steuer- und Zollwesens, der Vorkriegs-Verträge und dergl.

Ein wesentlicher Teil der Verbandstätigkeit ist auf die Fortbildung der Eisenbau-Wissenschaft gerichtet. Hierfür sowie für die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und zur Linderung der unmitttelbaren materiellen Not der Studenten wurden namhafte Beträge zur Verfügung gestellt.

In enger Fühlungnahme mit den Lehrstühlen der Technischen Hochschulen und mit behördlichen Organen wird in Kommissionen und durch in Materialprüfungs-Aemtern und Instituten vorgenommene Versuche wertvolle Arbeit geleistet.

Im Namen des Rektors der Technischen Hochschule begrüßte Professor Dr.-Ing. Schachenmeier die Versammlung. Er wies dabei auf die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens von Theorie und Praxis, von Technischen Hochschulen und Industrie hin.

Der Vorsitzende des Verbandes, Geh. Baurat Dr.-Ing. h. c. Carstanjen, begrüßte alsdann die Gäste, insbesondere die Vertreter der Reichs-, Staats- und städtischen Behörden, der technischen Hochschulen und der Wissenschaft, die aus Oesterreich und der Schweiz erschienenen Herren und die Leiter der verschiedenen industriellen Unternehmungen. Er verbreitete sich eingehend über die Gründung und Entwicklung des Verbandes, dessen Ziele von Anbeginn rein wirtschaftlicher Natur waren und die schon wenige Jahre nach der Gründung zur Verfolgung wissenschaftlicher Fragen in erheblichem Umfang ausgebaut werden konnten.

Die Vorträge wurden eingeleitet durch Diplom-Ingenieur Rein vom Deutschen Eisenbau-Verband, welcher über „Versuchsarbeiten des Deutschen Eisenbau-Verbandes“ berichtete. Im Zusammenhang mit den bereits vor dem Krieg begonnenen Arbeiten wurde ein Versuch mit einer mehrfachen Stoßdeckungs-Probeprobe besprochen. Im Gegensatz zu früheren Ergebnissen ist der Kräftefluß innerhalb der Proportionalitäts-Grenze in allen Bauteilen von ausgezeichneter Regelmäßigkeit und entspricht fast vollkommen den konstruktiven und rechnerischen Voraussetzungen.

Ein Knieversuch mit einem schweren Prüfstab No. 71, welcher einer verstärkten Nachbildung eines Obergurtstückes der Kölner Hohenzollern-Brücke entspricht, ergab eine Schwerpunkts-Bruchspannung von nahezu 2600 kg/qcm, womit die obere Grenze der Tragfähigkeit derartiger Stäbe erreicht sein dürfte.

Eine bedeutsame Arbeit wurde geleistet durch Vorversuche, die die Verwendbarkeit verfügbarer großer Prüfmaschinen und die Frage der zweckmäßigsten Lagerung bei geplanten umfangreichen Knieversuchen klären sollten. Die Ergebnisse wurden von dem Vortragenden eingehend erläutert. Die große liegende 3000 t-Maschine hat sich demzufolge auch für kleine Stablängen und kleine Kraftäußerungen als vollkommen brauchbar erwiesen und, soweit die kurze Ueberprüfung der Ergebnisse einen Schluß zuläßt, wird sich voraussichtlich die Lagerung der Stab-Enden auf kleinen Stahlkugeln mit besonderen kleinen, sehr harten, nach jedem Versuch auszuwechselnden Einsatzpfannen als zweckmäßig erweisen.

Es folgte der Bericht über umfangreiche Versuchsreihen über Winddruck-Messungen an Brückenmodellen. Die Ergebnisse dieser Versuche zeigen, daß bei senkrecht auftretenden oder schwach geneigtem Luftstrom der Winddruck auf vollwandige und gegliederte einzelne Brückenträger fast geradlinig abhängig ist von dem Quadrat der Windgeschwindigkeit und ausgedrückt werden kann durch die Beziehung  $w = 0,1 v^2$ , daß zwei hintereinander angeordnete Träger sich gegenseitig beeinflussen, und daß bei zwei Trägern, deren Abstand ein Vielfaches ihrer Bauhöhe beträgt, schräg von oben einfallender Wind bei 30° Neigung wesentlich höhere Werte ergibt, falls der Luftstrom glatt durchstreichen kann. Die Größe des Winddruckes wird kaum beeinflusst durch den Völligkeitsgrad der Träger und die Querschnittsform der Stäbe. Weitere ergänzende Modellversuche sind bereits eingeleitet. Andere im Gang befindliche Arbeiten wurden kurz erwähnt.

Der Vortrag wurde durch eine Reihe von Lichtbildern, welche die Beobachtungswerte meistens in Schaulinien darstellten, eingehend erläutert. —

(Schluß folgt.)

**Einen Verein der Wünschelruten-Forscher** gibt es nun auch. Der Verein tagte vom 30. Sept. bis 2. Okt. 1921 in Heilbronn. Die Landesgeologen Württembergs nahmen unter Führung von Prof. Dr. Sauer geschlossen an den Beratungen und Versuchen teil. Das praktische Ergebnis wurde von den Geologen als ein sehr gutes, zum Teil verblüffendes, bezeichnet. —